

Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte

Autor(en): **Major, Ralph H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 9

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751648>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte

VON RALPH H. MAJOR

Professor an der Universität Kansas City, Missouri

Deutsch von Viktor Polzer

Der Begriff der Krankheit spielte stets eine tragende Rolle im Schicksalsdrama des Menschengeschlechts. Krankheit vernichtete alte Rassen und bereitete den Boden für neue, kühnere, klügere, erfolgreichere. Sie schlug Armeen, lähmte Handel und Wandel und veränderte das Wirtschaftsleben ganzer Völker. Ueberholte Klassen und Stände jegte sie hinweg und schuf neue. Sie raffte Entdecker und Pflanzler dahin, zersprengte ihre Siedlungen und entschied den Besitz ganzer Erdteile. Tiefe Wirkung übte sie auf das Leben großer Volksführer, die der Geschichte ihr Siegel aufdrückten. Sie bestimmte ihre Gedanken, änderte ihre Neigungen, beherrschte ihre Taten. Der Einfluß der Krankheit auf den Geist großer Wahrheitssucher verschob die Bahn menschlichen Denkens, der Einfluß auf den Geist großer Staatsmänner wandelte die Geschichte der Nationen. Mit dramatischer Wucht jählings von ihr überwältigt, sind ruhmreiche Führer, Heere und Völker, gleich Schiffen ohne Steuermann, an Felsen zerschellt. — Wenn wir die Geschichte des Krankheitsbegriffes überblicken, erkennen wir, daß er als weithin sichtbares, herrschendes Phänomen durch die Jahrhunderte hindurchgeht, den Lauf der Weltgeschichte abbiegt und mit ebenmäßiger Unparteilichkeit Völker und ihre Häupter trifft. Manche Krankheiten haben ihre Rolle bereits ausgespielt und sind endlich dem wachsenden Wissen von Generationen ihrer Opfer erlegen. Andere haben nicht mehr die gleiche Rolle inne wie ehemals, geben sich aber noch immer keineswegs geschlagen. Und wieder andere bleiben ungehemmt und spielen ihre düstere Rolle weiter. Ihre Bedeutung in der Zukunft wird vielleicht so überragend sein wie in der Vergangenheit.

Copyright by Paul Zsolnay Verlag Wien-Berlin

Der Schwarze Tod.

Athen wimmelte von Menschen. Seit einem Jahr lag die Stadt im Kampf mit Sparta um die Vorherrschaft in Griechenland. Zwar hatte es einige Rückschläge gegeben, doch die Athener hegten volle Zuversicht, der Krieg werde bald und mit ihrem völligen Sieg enden.

Nur Perikles unterschätzte den Mut des Gegners nicht. Erst fünfzig Jahre war es her, seit Leonidas und die Seinen bei Thermopylä sich aufgeopfert, und die Tapferkeit und kriegerische Gesinnung der Spartaner gehörte bereits zur griechischen Ueberlieferung. Schon hatten die Feinde mehrere Treffen gewonnen und das Land rings um Athen verheert. In ihrer Wehrlosigkeit flohen die Bauern in die Stadt und suchten hinter den Mauern Zuflucht. Viele kamen in Ställen unter, andere schlugen Zelte im Freien auf, indes die dritten sogar in Tempeln hausten und an der pelagischen Mauer unter der Burg, die nach altheiligen Gesetzen durch Fluch und einen pythischen Orakelspruch gegen jedermann geschützt schien, der ihre Bezirke zu entweihen gedachte. Die Stadt war bis zum Bersten voll von erschreckten, zerlumpten Menschen, die sich vor dem Grimm der Spartaner geflüchtet und in der Hast des Aufbruchs fast alles Hab und Gut zurückgelassen hatten. Zusammengedrängt lebten sie in unbeschreiblichem Elend und Schmutz.

Der Sommer war heiß und Schwärme von Fliegen und andern Insekten erfüllten die Luft. Die Athener kränkten sich über die Siege der Spartaner wie über den erniedrigenden Anblick ihrer bejammernswerten Landsleute, doch das Vertrauen auf ihre Führer und auf die Heldentaten der Krieger hielt sie aufrecht. Da brach plötzlich eine Seuche aus, die sie noch mehr in Schrecken versetzte als das Wüten des Feindes. Innerhalb weniger Tage erkrankten viele und starben dahin. Die Aerzte eilten den Leidenden zu Hilfe, vermochten aber nichts auszurichten. Sie wußten nicht das mindeste über die Ursache der Erscheinungen und holten sich durch die Berührung bei der Pflege ihrer Patienten selbst den Tod. Der berühmte Hippokrates, der damals in Athen die Heilkunst ausübte, war genau so machtlos wie seine übrigen minder ausgezeichneten Standesgenossen. Viele Kranke suchten ihr Heil in der Einholung von Orakeln oder in der Uebung religiöser Bräuche, doch beide Maßnahmen erwiesen sich ebenso unwirksam wie die Vorschriften der Aerzte.

Sobald die Spartaner, die schon dicht vor den Mauern Athens standen, von der herrschenden Pest erfuhren, kehrten sie augenblicklich um und hielten im Rückzug erst inne, als sie die heimatische Halbinsel erreicht hatten. So waren die Athener eine Zeitlang vom äußeren Feind befreit, doch der schrecklichere Feind blieb innen.

Der Historiker Thucydides, der zu jener Zeit in Athen lebte, hat in seiner Geschichte des «Peloponnesischen Krieges» in anschaulichster Weise das Wüten der Seuche ge-

schildert. Die Leute starben in den Häusern, auf den Straßen, in den Tempeln und rings um die öffentlichen Brunnen, zu denen sie sich geschleppt hatten, um den brennenden Durst zu stillen. Tote lagen über Sterbenden, und Sterbende über Toten. Die Grabstätten der Reichen wurden von den Armen mit Beschlag belegt, und die Reichen lagen unbeerdigt auf den Straßen. Stapel von Leichen verbrannte man Tag um Tag, und Szenen des größten Wirrwarrs spielten sich bei diesen Verbrennungen ab, denn die einen bemächtigten sich der Scheiterhaufen der andern und äscherten die eigenen Toten darauf ein. Inmitten all dieser Nöte entsann sich das Volk eines alten Orakelspruchs, der da hieß:

«Kommen wird einst ein dorischer Krieg und mit ihm die Seuche.»

Verzweiflung ergriff die Menschen und zugleich eine völlige Mißachtung der althergebrachten Formen des Lebens und Gehabens. Niemand wußte, wie bald die Seele den Leib verlassen würde oder wie lange der Reiche noch im Besitze seiner Schätze bliebe. So gab man sich jeder Zügellosigkeit hin. Mord, Raub und Plünderung nahmen überhand, das Volk verlor jede Ehrfurcht vor den Göttern und vor irdischen Gesetzen, seit es sah, daß Fromme und Gottlose in gleicher Weise starben.

Schließlich fielen die Vorwürfe über das Ungemach auf Perikles. Er sei es gewesen, hieß es, der den Krieg begonnen habe, aus dem das ganze Leid entsprang. Um den Heldensinn der Athener wieder zu beleben, sandte der Strategos ein Heer zum Angriff gegen die Spartaner aus, aber die Seuche folgte den Truppen selbst außerhalb der Stadtmauern nach und vernichtete weit mehr Soldaten als der Feind. Auch eine athenische Flotte steuerte den Spartanern entgegen, doch sie kehrte nach einem Verlust vor über einem Viertel der Besatzung, das der Pest anheimgefallen war, in den Piräus zurück. Perikles hatte nicht nur das Murren des Volkes zu ertragen, sondern nicht minder die Einbuße seiner treuesten und besten Freunde. Und er verlor seinen ältesten Sohn, seine Schwester und eine Menge naher Verwandter, doch noch immer bewahrte er die sanfte Miene des Dulders und suchte unablässig den kraftlosen Mut der Athener zu entfachen. Da starb sein jüngster Sohn, und der Schwergedrückte brach zusammen, weinte und schluchzte laut. Es währte nicht lange, bis er selbst der Seuche erlag. Als die Freunde ihn besuchen kamen, zeigte er ihnen ein Amulett, das die Frauen ihm um den Hals gehängt hatten, und sagte mit schwacher Stimme, man könne ersehen, wie schlecht es um ihn stehe, wenn er sich solcher Torheit ergebe. Am selben Tag starb er, und Athen, das so sehr wider ihn gemurrt hatte, erkannte plötzlich, was es verlor, und die ganze Stadt beugte sich in tiefster Trauer. So endete Perikles, der größte Sohn seiner Zeit, als Opfer der Pest. Er hatte Athen als Ziegelstadt vorgefunden

und ließ es als Marmorstadt zurück; er war ein edler, friedliebender Mann in einer kriegerischen Zeit, der stolz von sich sagen durfte: «Kein Athener hat je Trauer angelegt durch m e i n e Schuld.»

Die Pest wütete noch zwei Jahre, dann ließ sie nach, um ein Jahr später wiederzukehren. Endlich entschwand sie, doch sie hatte mehr als ein Drittel der Stadtbevölkerung hinweggerafft.

Mit dem Tod des Perikles starb auch das goldene Zeitalter Athens. Durch sein Genie und seine Tatkraft war die Stadt zur größten Macht ihrer Welt geworden. Das Heer stand überlegen da, die Flotte beherrschte die Meere, Könige und Völker bewarben sich um Bündnisse. Die seelischen Leistungen zogen ganz Griechenlands Geist und Kunstbegabung nach Athen an die Stätte des Aeschylus, Sophokles, Euripides, des Sokrates, Plato, Anaxagoras, des Phidias und Polygnor. Keine Stadt beherbergte je eine solche Schar von Unsterblichen in ihren Mauern. So sah es vor der Pest aus. Doch nach ihr, wie sehr verändert sich das Bild: Athen, seiner Macht beraubt, zu einem kleinen schwachen Staatswesen erniedrigt, sein Ruhm nur mehr ein Schatten, seine Staatsmänner, Dichter und Denker tot, ohne Nachfolge. Kein Zweifel: die Pest, die ein Drittel der Bewohner hinwegraffte und die Führer niederwarf, war ein entscheidender Grund für den Niedergang Athens und die Vernichtung seiner goldenen Zeit.

Dies ist in kurzem der Ablauf der ersten großen Pestepidemie in der Geschichte. Die einzige Darstellung, die wir darüber besitzen, entstammt einem Augenzeugen — Thucydides. Aerztliche Fachleute beklagen sich, die Symptome seien bei ihm nicht regelrecht geschildert, aber Thucydides war kein Arzt, sondern Staatsmann und Historiker, und was seine Beschreibung an Genauigkeit fehlen läßt, ist durch die Anschaulichkeit mehr als aufgewogen. Kein anderer beachtenswerter Bericht über die Krankheit ist auf uns gekommen bis zu jener Zeit, da siebzehn Jahrhunderte später der Schwarze Tod in Europa erschien und solch eine Spur von Schrecknissen auf seiner Bahn zurückließ, daß wir auch heute kaum ohne Schauer daran zurückdenken können. Das Volk stellte sich das Unheil unter dem Bild eines Reiters auf schwarzem Rosse vor, der über die Länder rast und Tod und Verderben um sich breitet.

Der Bericht des Thucydides erzählt uns von dem großen Durst, den die Kranken litten, und schildert ihre Körper «als rötlich und bleifarben, über und über mit kleinen Pusteln und Schwären bedeckt», indes kein Wort gedankt der vergrößerten Drüsen — der Beulen oder Bubonen, die für den Arzt ein so charakteristisches Merkmal darstellen. Doch Thucydides war, wie gesagt, kein Mediziner und mag diese Anzeichen übersehen haben. Allein, der Schwarze Tod — darüber besteht kein Zweifel — war das, was wir Bubonenpest nennen, und über ihn besitzen wir Beschreibungen in Hülle und Fülle aus

der Hand von Aerzten, die seine verheerenden Epidemien mitmachten. Er verbreitete sich von China bis nach Island und wurde in allen Sprachen Asiens wie Europas geschildert.

Doch keineswegs sind Aerzte die einzigen Darsteller der Pest. Viele, höchst sorgsame und anschauliche Berichte entstammen der Feder von Bischöfen, Dichtern, Chronisten oder Geschichtsschreibern ihrer Zeit. Aus diesen Schriften erstet in Urnissen vor uns eine schreckensvolle Geschichte menschlichen Jammers. Die einen Darstellungen sind durch Beispiele größten Heldenmuts und ebensolcher Frömmigkeit erleuchtet, während die andere durch Taten der Grausamkeit und Bigotterie verdüstert erscheinen. Der Schwarze Tod trieb zum Bau großer Kirchen und führte Menschen, die eine spätere Zeit als Heilige verehrte, zu leidenschaftlicher Hingabe an Gott. Er übte den nachhaltigen Einfluß auf Dichtung, Wissenschaft, bildende Künste, Theologie und Medizin, und nicht minder auf den wirtschaftlichen Bau der menschlichen Gesellschaft. Historiker versichern uns, der Schwarze Tod des 14. Jahrhunderts bezeichnete das Ende des Mittelalters; Gelehrte erklären, von ihm gehe die Renaissance aus; Theologen sind der Ueberzeugung, er habe zur Reformation geführt.

Nach vor dem Ausbruch des «Schwarzen Tods» waren Pestepidemien in Europa keineswegs ungewöhnlich. Man kannte die Krankheit bereits als verheerende Seuche und betete, den Sitten der Zeit entsprechend, zu einem Heiligen um Befreiung von ihrem Wüten. Der große Schutzpatron der Pest war St. Rochus. Dieser Biedermann aus Frankreich kam während einer Epidemie nach Italien und gab sich der Pflege der Kranken mit höchstem Eifer hin. Während solcher Tätigkeit zu Piacenza erlag er selbst der Ansteckung und zog sich in einen Wald zurück, wo er jämmerlich zugrunde gegangen wäre, hätte nicht ein treuer Hund ihm Nahrung gebracht. Bei der Rückkehr nach Frankreich wurde Rochus als Späher verhaftet und starb 1327 im Gefängnis zu Montpellier. Doch vor dem

Tod ward ihm von Gott die Gnade zuteil, daß alle Pestkranken, die ihn um Hilfe anriefen, Heilung finden sollten. Seine Gebeine wurden zunächst in Montpellier aufbewahrt, bis sie im Jahre 1453 von venezianischen Abenteurern, die sich als Pilger verkleidet hatten, gestohlen und nach Venedig geschafft wurden, das stets an der Seuche besonders litt. Dort empfingen sie der Doge und das Volk mit großer Freude, und eine neue Kirche, San Rocco, ward zu Ehren des Heiligen erbaut; in ihr barg man die Reliquien und sie verblieben dort bis zum heutigen Tag. Tausende von Fremden, die die Geschichte des heiligen Rochus nicht kennen, besuchen Jahr für Jahr San Rocco und die anschließende «Scuola di San Rocco». Aber nur wenige wissen, daß die Gebeine des Heiligen in einem Sarg auf dem Hochaltar der Kirche ruhen. Eine andere Sehenswürdigkeit lockt die Besucher an: Die Kirche und die Scuola enthalten Meisterwerke Tintoretos, der hier vierunddreißig Jahre arbeitete und zweiundfünfzig wundervolle Gemälde für beide Stätten entwarf. Das erste Bild, das er für die Scuola malte, war das berühmte «St. Rochus wird im Himmel empfangen». Der Heilige bildete stets ein Lieblingsthema der Künstler, die ihn in Pilgertracht darstellten, den Hund zur Seite und das Gewand über dem einen Schenkel gerafft, der so eine große eiserne Beule sehen läßt. Bei manchen Epidemien scheint die Anrufung des Schutzpatrons recht erfolgreich gewesen zu sein, zum wenigsten versichern es die Frommen, doch bei der großen Seuche des 14. Jahrhunderts erfuhr sein Ruf eine vorübergehende Abschwächung.

Ein anderer Pestheiliger, zu dem das Volk betete, war St. Sebastian. Sebastian diente als Soldat im römischen Heer, bekehrte sich zum Christentum und erlitt während der diokletianischen Verfolgung den Märtyrertod. Er entfaltete höchsten Eifer bei der Verbreitung der Christenlehre, und da er entgegen den Warnungen des Kaisers sich weigerte, davon abzulassen, befahl dieser, den Unbotmäßigen an einen Pfahl zu binden und mit Pfeilen zu erschießen. Als die Häscher den Verurteilten für tot am

Platze gelassen hatten, kam eine fromme Christin, um den Leichnam zu holen und zu begraben; doch da sie den Märtyrer noch am Leben fand, verband sie seine Wunden und pflegte ihn wieder gesund. Genesen, trat Sebastian wiederum vor den Kaiser und klagte ihn des Verrates und der Gottlosigkeit an. Auf Diokletians Geheiß wurde er sofort weggeschleppt und mit Ruten zu Tode gepeitscht. Gleich vielen frühchristlichen Märtyrern bestattete man ihn in den Katakomben. Später erbaute man eine seinem Gedächtnis geweihte Kirche über der Stelle an der Via Appia, wo sein Opfertod erfolgt war. Jetzt wurden die Gebeine aus den Katakomben geholt und in einem Grab in der Kirche beigesetzt. Das Grabmal ist heute noch zu sehen, es trägt zuoberst die Marmorstatue des Heiligen, den Pfeile durchbohrend.

Auch Sebastian war ein Lieblingsgegenstand der religiösen Kunst, die ihn als schönen, von vielen Pfeilen getroffenen Jüngling darstellte. Doch im Laufe der Jahrhunderte, die die Erzählung von seinem Märtyrertod überdauerte, begann die Legende in den Pfeilen die jähren Angriffe der bösen Pest zu sehen, die Sebastian solcherart zum Schutze des Volkes mit eigenem Leibe auf sich nahm. Ein alter Stich, angefertigt während einer Epidemie, zeigt den guten Heiligen, wie er eine Stadt vor den Pfeilen der Pestilenz beschirmt, die eine strafende Gottheit herabregnen läßt. Seine schützende Kraft wurde zum erstenmal während der Pest in Rom des siebenten Jahrhunderts festgestellt, als einem Frommen die Offenbarung zuteil ward, die Seuche werde nicht eher erlöschen, als bis ein Altar in der Peterskirche zu Ehren St. Sebastians errichtet würde. Dies geschah und die Pest verschwand augenblicklich. Seit dieser Zeit wurde auch er zum Schutzheiligen wider die Krankheit und war bei Epidemien oft so beliebt wie der heilige Rochus. Jeder von ihnen besaß seine Anhänger und Verfechter, nur manche vorsichtige und diplomatische Seelen suchten mögliche Komplikationen im Himmel zu vermeiden, indem sie unparteiisch zu beiden beteten.

Schnebli

Albert-Biscuits



leicht verdaulich, wohlchmeckend; zur Kranken- und Kinderpflege unentbehrlich. In allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche erhältlich.

50 cts

Lindt Rahm

PURE CRÈME

EXTRAFEINE ALPENRAHM-CHOCOLADE

LINDT PURE CRÈME

Rahm

zwei feine Lindt - Tafeln

50 cts

Lindt

FOURRÉ MARRONS

LINDT FOURRÉ MARRONS

Marrons

ALTHAUS

Cito

hilft bestimmt bei

Kopfw

Packung Fr. 2.50 in den Apotheken

Apoth. Richter & Co., Kreuzlingen 2

Das Schicksal vergossen konnte...

bei Halsentzündung nimmt man doch

ABSZESSIN

Leidende Männer

beachten bei allen Funktionsstörungen und Schädigungen des Nerven ein- zige Die Ratsschläge des erfahrenen, mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft vertrauten Spezialarztes und lesen eine von einem solchen herausgegebene Schrift über Ursachen, Verhütung und Heilung derartigen Leiden. Für Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen von Dr. med. Hausherr, Verlag Silvana, Herisau 477

Abonnieren Sie die „Zürcher Illustrierte“.

Patentess

das seit über 25 Jahren bewährte

Frauenschutz-Präparat

Von Aerzten begutachtet.

Vollständige Packung Fr. 5.25

Ergänzungsstube Fr. 4.75

Erhältlich in allen Apotheken.

Aufklärenden Prospekt erhalten Sie kostenlos in Ihrer Apotheke

Glasse Haut braucht Höhensonne!

Die Haut wird durch die Einwirkung der heilkräftigen ultravioletten Strahlen ge- rötet, später gebräunt, regelmäßige Be- strahlungen schützen Sie vor Erkran- kungen. Wer die gesundheitliche und kosmetische Wirkung der „Hanauer Höhensonne“ kennt, wird sie nicht missen wollen.

Höhensonne heilt noch die illustrierte mehr missen wollen. genaue Preise von der Broschüre Nr. 648 u. genaue Preise von der Broschüre Nr. 649.

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H. Hauptpostfach Zürich, Nr. 419

Vorführung u. Verkauf in den elektro- u. med. Fach- geschäften.

Gutachten Nr. 7879

Zur Handhabung und vor Bestrahlungen

Hanauer Höhensonne

Die Bestrahlungen können von Gesunden jederzeit genommen werden, Kranke dagegen gehören in die Hände des Arztes!

Jahrhunderte hindurch schien es fast eine Wortverwendung, wenn man sagte: «Der Papst in Rom», denn natürlich saß der Papst in Rom. Doch es war keineswegs immer so, sondern eine Zeitlang fühlte er sich «wie Gott in Frankreich» in jener Stadt, deren größte Berühmtheit und Hauptanziehung für Reisende heute noch das alte päpstliche Residenzschloß bildet. Kurz, es war zur Zeit des päpstlichen Aufenthaltes in Avignon, oder, wie einige Kirchenhistoriker es nennen, während der «Babylonischen Gefangenschaft der Päpste», als der Schwarze Tod in Frankreich erschien.

Im Orient war er zuerst aufgetaucht — nach Europa kam er aus dem nahen Osten durch ein Genueser Schiff, das 1347 in Messina landete. Mit Windeseile durchdraste er Sizilien und sprang dann auf das Festland von Italien über. Das Volk versuchte es erst mit der ärztlichen Kunst und den Bittgängen zu St. Rochus und St. Sebastian, doch als alles vergeblich blieb, floh es Hals über Kopf vor den Szenen des Grauens und verbreitete alsbald die Seuche über ganz Europa. Ein Jahr später war sie in Avignon.

Auf dem päpstlichen Stuhl saß damals Clemens VI., ein von Tatkraft und Tatendrang erfüllter Pontifex Maximus. Er rief zum Kreuzzug gegen die Ungläubigen, bannte mehrere Könige, lebte und wirkte nach der Tradition seiner Berufung. Er war auch der Adressat von Petrarca's poetischen Bitten, der ihn anflehte, als Papst nach Rom zurückzukehren, doch Clemens ließ sich nicht erweichen und blieb in Avignon. Allein in unserem Zusammenhang interessiert er uns nicht um seiner Größe und Bedeutung willen, sondern wegen seines berühmten Leibartzes. In der Geschichte der Päpste gibt es sechzehn Träger des Namens Clemens — deren vierzehn Päpste, während zwei Gegenpäpste waren —, doch in der Geschichte der Medizin lebt nur ein Guy de Chauliac.

Guy de Chauliac war Arzt und Chirurgus, und in seiner «Großen Wundarzneikunst» beschreibt er mit lebhafter Anschaulichkeit das «riesige Sterben», wie es 1348 zu Avignon sich abspielte. Zwei Arten, sagt er, gab es dabei: einmal spien die Kranken Blut und starben nach drei Tagen, das andre Mal bekamen sie Beulen in den Achselhöhlen und an den Leisten und starben nach fünf Tagen. Seine Schilderung sagt uns alles: im ersteren Fall handelte es sich um Lungenpest, im letzteren, dem mit den Beulen oder Bubonen in den Achselhöhlen und an den Leisten, um jene Form, die wir heute Bubonenpest nennen. Guy de Chauliacs Darstellung des Unheils, das die Seuche schuf, ist vom geschichtlichen Standpunkt ebenso fesselnd wie vom ärztlichen. Die Krankheit, heißt es bei ihm, war so ansteckend, «daß man ihr verfiel, wenn man einander bloß ansah, welches zur Folge hatte, daß die Siechen ohne Pfleger starben und ohne Priester begraben wurden. Der Vater stand nicht am Lager des Sohnes, und der Sohn nicht an dem Vaters.» In Avignon und Umgebung raffte das Verderben drei Viertel der Bevölkerung hinweg. Viele Aerzte flohen aus Furcht vor der Ansteckung, andere wagten es nicht, die Leidenden zu besuchen, und gingen sie trotzdem — schreibt Guy —, «so vermochten sie kaum etwas auszurichten und erhielten keine Bezahlung, da alle Kranken starben.» Im weiteren Verlauf der Epidemie schienen die Fälle etwas leichter und manche Patienten genasen. In dieser Zeit erkrankte Guy de Chauliac, der wacker ausgeharrt und die Seuche bekämpft hatte, selbst an der Pest und lag tagelang an der Schwelle des Todes. Doch schließlich «entrann er durch Gottes Willen». Fünfzehn Jahre später verfaßte er seine «Große Wundarzneikunst», die durch mehr als drei Jahrhunderte ein grundlegendes Lehrbuch blieb.

Das Volk in und um Avignon war nicht faul, eine Ursache für das große Sterben zu suchen. Zuerst beschuldigte man die Krüppel und Bettler, peitschte die Unglücklichen zu Tode oder trieb sie aus der Stadt, auf daß sie in der Einöde stürben. Dann hagelten die Anklagen auf den Adel nieder, und wüste Volkshaufen griffen voll Rache lust die Burgen an. Doch die Adelligen wußten sich zu helfen: sie zogen die Zugbrücken hoch und blieben daheim.

Guy beschreibt uns die schreckliche Verheerung, die die Seuche in Frankreich anrichtete, doch das gleiche wiederholte sich in jedem Land Europas. Im selben Jahr, da die Krankheit in Avignon herrschte, kam sie auch «in die berühmte Stadt Florenz, schön vor allen anderen Städten Italiens», und der Chronist dieser Heimsuchung ist kein Geringerer als Giovanni Boccaccio, dessen «Decamerone» jetzt auch in guter Gesellschaft genannt werden darf. In diesem Werk, dieser seltsamen Mischung aus Liebreiz und Gewöhnlichkeit, aus Genie und Schmutz, finden wir die denkwürdigste Schilderung der Pest, die je geschrieben wurde. Ja, die Pest gab den hundert Erzählungen des «Decamerone» den Rahmen und schuf so ein klassisches Werk der Weltliteratur.

Boccaccio malt uns ein erschütterndes Gemälde der todbringenden Seuche, die, sei es dank der Einwirkung der Himmelskörper, sei es wegen der lasterhaften Taten des Menschengeschlechtes, «herabgesandt ward durch den gerechten Zorn Gottes zum Zwecke unserer Besserung.» Der Dichter beschreibt die fürchterlichen Beulen, die sicheren Vorboden des Todes, und stellt fest, daß bloße Berührung, ja ein Gespräch zwischen dem Siechen und dem Gesunden die Krankheit von dem einen zum andern überspringen ließ, wie Feuer Trockenes oder Fettes ergreift, das ihm zu nahe kommt. Und er erzählt, daß «die Lumpen eines Armen, der an der Pest verstorben war, auf die Straße geworfen wurden; da kamen zwei Schweine herbei, wühlten zuerst, wie es die Gewohnheit dieser Tiere ist, mit den

Rüsseln darin, nahmen die Fetzen hierauf in die Mäuler und kauten sie zwischen den Kiefern; und nach einer kleinen Weile, als sie die Beute im Maule genugsam hingewälzt, fielen sie beide, gleichsam hätten sie Gift genommen, tot auf die Hadern nieder, mit denen sie sich in einer bösen Stunde befaßt hatten.» Weiters schildert uns Boccaccio das Benehmen der Florentiner in Worten, die an jene des Thucydides gemahnen. Denn auch hier verbrachten die einen ihre Zeit im Gebet vor den Altären, indes sich die andern dem Trunk, der Ausschweifung und Zügellosigkeit ergaben. Doch die Pest vernichtete mit völliger Unparteilichkeit die Frommen wie die Gottlosen, die Nüchternen wie die Trunkenen, die Keuschen wie die Fleischlichen. Schließlich, so fährt der Dichter fort, flohen drei junge Männer und sieben schöne Damen aus der Stadt, ließen sich in völliger Abgeschiedenheit auf dem Lande nieder und begannen einander zur Kürzung der Langweile die Geschichten zu erzählen, die den unsterblichen «Decamerone» ausmachen. Der Autor stellt in Abrede, daß er «bei Herausgabe dieser Erzählungen allzu große Freiheit habe walten lassen», oder daß sie «nicht schicklich genug wären, um von wohlhabenden Frauen erzählt oder angehört zu werden», eine Frage, die von den folgenden Geschlechtern mehr als fünf Jahrhunderte lang heil umstritten wurde. Wie immer das endgültige Urteil ausfallen mag, wird man ungewöhnliche Maßnahmen zuzubilligen müssen, wenn es darum ging, das kleine Publikum von den ringsum spielenden Szenen des Todes und Verderbens abzulenken. Jedenfalls flohen die Zehn kraft ihrer Vereinigung nicht von Ort zu Ort und trugen die Pest nicht durchs ganze Land.

Dies besorgten andere für sie, und die Seuche herrschte bald weit und breit. Deutschland wurde von ihr ergriffen, dann Polen, Rußland, Holland, und nach kurzem auch England. Dort hatte man bereits gehört, was auf dem Kontinent vorging, und schon im August 1348 ordnete der Bischof von Bath und Wells besondere, allwöchentliche Prozessionen und Gebete in allen Kirchen an, zwecks Abwehrung der Pest, die vom Osten unaufhaltsam heranzurückte. Wenige Monate später tauchte die Seuche im Lande auf und wüthete mit großer Heftigkeit. Bristol, damals die zweitgrößte Stadt Englands, war alsbald im ganzen Reiche am meisten heimgesucht. Der gute Bischof betrat aber die Stadt nie, sondern lebte zurückgezogen auf dem entlegensten seiner Landgüter. Er konnte sich hiebei auf einen Präzedenzfall berufen, denn der Papst, drunten in Avignon, «eingeschlossen in seinem Zimmer, darin Riesenfeuer ständig in Brand gehalten wurden, ließ niemanden zu sich» — höchst kluge Maßnahme im Lichte unseres heutigen Wissens.

Obgleich nur wenige geistliche Würdenträger zu jener Zeit ungewöhnlichen Mut entfalteten, gab es auch rühmliche Ausnahmen. Der Bischof von Lincoln ließ während der Pest nicht davon ab, die ständige Visitation seiner Diözese vorzunehmen, und legte große Heldhaftigkeit an den Tag. Viele Priester starben nach dem Besuch von Kranken, und so manches Kloster wurde geschlossen, weil sämtliche Brüder den Tod gefunden hatten. Doch Priester und Aerzte waren Menschen wie alle übrigen und flohen in großer Zahl, im vergelichen Bemühen, dem Unheil zu entinnen. Die Erlässe des Erzbischofs von Canterbury und vieler Bischöfe sind von Klagen erfüllt, daß die Geistlichkeit die Seelsorge vernachlässigte und nur gegen außerordentliche Entlohnung ihrem Dienst obliege.

Als die Pest auf der Höhe stand, trat eine außerordentlich interessante Erscheinung zutage: die alte religiöse Sekte der Flagellanten oder Geißler tauchte neuerdings auf. Die Flagellanten setzten sich größtenteils aus armen, unwissenden Leuten zusammen, die in Haufen über Land zogen, von einer Stadt zur andern, meist mit verhüllten Gesichtern und nur mit einem Hut ausgestattet und einem Hemd, auf dem ein rotes Kreuz gemalt war. Sobald sie eine Stadt betraten, wurden sie von den Bewohnern mit großer Ehrfurcht und unter Glockengeläute empfangen. Die Ankömmlinge nahmen den Weg zur Kirche, ermahnten von den Eingangsstufen herab das Volk zur Reue, traten dann vor den Altar dieses oder jenes Heiligen und eröffneten den Ritus der Geißelung. Die einzelnen Mitglieder dienten abwechselnd als Opfer oder Strafvollstrecker. Das Opfer wurde seines Hemdes entkleidet und dann mit einer Geißel gepeitscht, die aus drei Schnüren, jedes am Ende mit einem Eisenhaken versehen, bestand. In kürzester Zeit war der Rücken des Gemarterten — um einen Augenzeugen zu zitieren — «mit Blut und tausend Wunden bedeckt.» Dann sprach der Geißler: «Gott gewähre dir Gnade für all deine Sünden. Steh auf!» Der Unglückliche taumelte empor, zog das Hemd über und die Flagellanten stahlen sich schweigend aus der Kirche.

Obwohl es seit langem Geißler gegeben hatte, waren sie vor dem 14. Jahrhundert nicht sehr zahlreich. Erst das Entsetzen, das der Schwarze Tod hervorrief, bereitete den fruchtbarsten Boden für das Aufstehen der Bruderschaft mit ihren Geboten der Reue und ihren Ansprüchen auf göttliche Herkunft. Alles suchte doch der Pest zu entinnen, dem sichtlichen Beweis von Gottes Zorn. Und diese Leute mit ihren fürchterlichen Bußtaten mußten sicherlich Gottes Gnade gewinnen. Der «Orden» wuchs mit unheimlicher Schnelligkeit und bald sahen Deutschland und die Schweiz, Italien und Frankreich Schwärme von Geißlern von Stadt zu Stadt wandern und ihren

grausamen Feiern obliegen. Bei einer der Versammlungen erhob sich ein Anwesender und verlas einen von der heiligen Peterskirche in Jerusalem ausgehenden Brief, nach dem Christus verheißt habe, wer vierunddreißig Tage unherzliche und sich geißle, nehme teil an der göttlichen Gnade. Der Inhalt dieses Schreibens drang überraschend schnell von Ort zu Ort und das Ansehen der Flagellanten mehrte sich zusehends. Als bald begannen sie Wunder jeglicher Art zu vollführen: Heilung von Kranken, Ausreibung des Teufels und Verkündigung ihrer Ueberlebensheit über Mönche und Priester. Die Geißler-Wallfahrten trugen gelegentlich zur Weiterverbreitung der Pest bei. Als der religiöse Wahn anstieg, erlitten Geistliche bisweilen den Tod durch Steinigung.

Die Kirche beunruhigte sich sehr über diesen Stand der Dinge. Da war eine Schar unwissender, aber fanatischer Leute, die sich besonderer Kräfte rühmten und ihren Vorrang vor dem Klerus behaupteten. Jetzt fingen sie auch damit an, einander die Absolution zu erteilen, statt den Priestern in Anspruch zu nehmen; Kirchen wurden besetzt, die Geißlerhymnen verbreiteten sich im Volk und wurden allenthalben gesungen. Bald hatten die Flagellanten mehr Einfluß als die Geistlichkeit. Schließlich ging die Weisung um, die gegenwärtige Pilgerfahrt habe vierunddreißig Jahre zu dauern. Die Kirche erkannte alsbald, daß hier eine ausgedehnte, ihr feindliche Organisation in Bildung begriffen war. Der Papst, der während der ganzen Epidemie mit großer Besonnenheit zu Werke ging, bewies auch hier wiederum sein gutes Urteil. Als die Flagellanten in Avignon auftauchten, verbot er nicht nur ihre barbarischen Geißelungen, sondern verwehrte jedermann unter der Strafe des Kirchenbanns die Teilnahme an der Pilgerfahrt. Das wankelmütige Volk, leicht umgestimmt, kehrte sich jetzt gegen den «Orden», und Länder, die früher die Geißler willkommen geheißen und ihnen große Ehren erwiesen hatten, schlossen sich nun der Erhebung gegen sie an. Die einen wurden vertrieben, die andern erbarmungslos zu Tode gepeitscht und in vielen Städten verbrannt. Innerhalb eines Jahres waren die Flagellanten als Körperschaft verschwunden. Doch Reste blieben bestehen und der Glaube an manche ihrer Künste kam nicht sobald abhanden. Ein Jahrhundert später mußten Nachzügler in Teilen Deutschlands mit Feuer und Schwert ausgerottet werden, und noch 1710 gab es Geißlerprozessionen in Italien. Ja, heutzutage lebt die Idee in den «Penitentes» von Neu-Mexiko fort, die der Kirche und dem Staat trotz noch immer die barbarischen Ausspeichungen vornehmen. Doch die eigentlichen Flagellanten kamen nie wieder zu Kraft oder Einfluß und sind heute vergessen. Nur die Pest hatte ihnen eine Zeitlang solch fürchtbare Macht geliehen, daß sie auf dem besten Wege hielten, sich zu Herren der Kirche aufzuschwingen.

Da die Aerzte entweder geflohen waren oder nichts ausrichteten, die Flagellanten aber nicht mehr in Gunst standen, knüpfte das Volk all seine Hoffnungen jetzt mehr als je an die göttliche Hilfe und die Fürsprache der Heiligen. Für diesen Umschwung gab es nur allzutagen Grund, denn mancherlei übernatürliche Erscheinungen hatten sich just vor dem Ausbruch der Pest gezeigt. In Italien waren Erdbeben aufgetreten, die ganze Städte verschlangen. Eine Feuer säule stand bei Sonnenuntergang eine volle Stunde lang über der päpstlichen Residenz in Avignon, ein Feuerball hing nach Tagesende über Paris, und Regengüsse, Uberschwemmungen und Hungersnöte verheerten Europa. So stiegen unzählige Bitten, Gebete und Gelübde zu Sankt Rochus und St. Sebastian empor und zahllose Umzüge fanden ihnen zu Ehren statt.

Eine besonders denkwürdige Prozession ging in Konstanz vor sich. Papst Clemens VI. war längst zu Avignon gestorben, und die Angelegenheiten der Kirche befanden sich im 1414 in redter Verwirrung. Zur allgemeinen Regelung berief man ein Konzil nach Konstanz. Es hatte unter andern ein höchst verwickelter Problem zu lösen, da gleichzeitig drei geistliche Oberhäupter ihre Papstwürde behaupteten. Mehr als drei Jahre brauchte das Konzil, um sämtliche Fragen zu entscheiden, und während der ersten Verhandlungen brach die Pest in Konstanz aus. Das Konzil ordnete sofort Gebete zu St. Rochus an, und Papst Johann XXIII. führte selbst eine Prozession. Nach all diesen Feierlichkeiten, heißt es, brach die Seuche unvermittelt ab und das Konzil kehrte zu seinen Verhandlungen zurück.

Wieviel Menschen dem Schwarzen Tod erlagen, entzieht sich wahrscheinlich für immer unserer Berechnung. In China sollen dreizehn Millionen Menschen gestorben sein und Indien verderkölt. Papst Clemens VI. schätzte den Gesamtverlust auf mehr als zweihundert Millionen. In Florenz allein starben über sechzigtausend, in Venedig hunderttausend. In manchen Städten Frankreichs blieb nur einer von zehn am Leben. Zwei Königinnen, ein Bischof und viele bedeutsame Persönlichkeiten gingen in Frankreich zugrunde, im «Hôtel-Dieu» zu Paris verschieden täglich fünfhundert Menschen. Die Aufopferung der Schwestern an diesem Hospital bildet eines der schönsten Kapitel in der Geschichte menschlicher Barmherzigkeit. Sie verfielen in Scharen der Pest, doch ihre Reihen ergänzten sich unablässig durch neue Helferinnen, die im Angesicht sicheren Todes ihre Pflicht ausübten. Zu Avignon sah sich der Papst genötigt, die Fluten der Rhone zu weihen, damit die Leichen unverzüglich hineingeworfen werden könnten, da die Kirchhöfe schon längst nicht mehr ausreichten. London verlor mehr als hunderttausend Seelen.

(Fortsetzung folgt)